

HOPE

Joshua Balla

Die Splitter des Holzgeländers bohren sich provokant in meine Haut, während ich meine Hand darüber gleiten lasse und die Treppe hinunterschleiche.

Zur Tankstelle. Am Sonntag. Was ist das bloß für eine eigenwillige Idee? Unten angekommen stemme ich die schwere Tür auf und die Kälte der rostigen Metallklinke bohrt sich unvermittelt in meine Seele. Wenn ich den Abend beschreiben müsste, würde ich sagen, dass das Wetter für Mensch, Tier und die traurigen Pflanzenhaufen, die zwischen den Spalten im Asphalt vor sich hinvegetieren, weniger angenehm nicht sein könnte. Es ist nass, dunkel und scheißkalt. Verächtlich schnaube ich in mich hinein. Die Kapuze ist das Einzige, was meinen Kopf vor dem Schneeregen schützt und mein Gehirn vor dem sicheren Erfrierungstod. Ich laufe verkrampft an dem Waschmaschinengeschäft vorbei, deren einziges wirkliches Geschäft in der Durchführung von Geldwäsche zu bestehen scheint. Hier funktioniert ja wirklich gar nichts. Aber wenn wir schonmal Zeit haben, denkt mein Gehirn, können wir uns gleich dem ganzen Mist widmen. Warum entscheidet das eigentlich das Gehirn? Ohne den Darm zum Beispiel wäre ich auch ziemlich aufgeschmissen. Ganz schön egoistisch. Zu allem Überfluss ist die Ampel rot, was mein Kopf als Einladung zu verstehen scheint: Klimawandel, primitiver Rechtsruck, internationale Konflikte, explodierende Mietpreise, psychische Gesundheitsprobleme, soziale Ungleichheit, politische Instabilität, unkontrollierte technologische Veränderungen, unverschämte Dönerpreise... - Stopp! Es reicht. Um nicht umzufallen, versuche ich, das hässlich gelbe Plastikgeländer zu erreichen und strecke zitternd meine Hand aus. Semifreddo. Langsam weicht die innere Schicht meines zweiten Sockenpaares durch. Ich werfe einen Blick nach links und rechts, hetze über die Ampel, die sich alle drei Schaltjahre umzustellen scheint und rutsche auf einem kleinen Streifen Glatteis aus. Der Schmerz zuckt kurz durch mein rechtes Bein, ich hieve mich wieder hoch, schleppe mich auf den Gehweg und trete wütend gegen den nächstgelegenen Mercedes. Ein schriller Alarm meldet sich empört, offensichtlich mit dem Ziel, alle Menschen mit normalem Schlafrhythmus von ihren Albträumen zu befreien. Langsam drehe ich durch. „Ich weiß doch auch nicht mehr, ob ich H-Milch oder Hafermilch kaufen soll!“, schreie ich verzweifelt in die undurchdringliche Dunkelheit. Die Schatten bewegen sich. Kein Zweifel. Sterbe ich hier? Nein, die Tankstelle ist doch nur zwei Blöcke entfernt. Ich kneife die Augen zusammen und kämpfe mich vorwärts. Jeder Schritt kostet so viel Lebenskraft. Es ist hoffnungslos, denke ich und will schon auf dem Boden zusammensinken und nie wieder aufstehen. Einfach nur... Nein. Da vorne glitzert ein pinkes Neonlicht. Ich kenne dieses Licht. Herbert! Mein Fels in der Brandung! Mein Leuchtturm! Er meinte, er hebe mir ein paar Snickers auf. Der Kiosk, mit seinem unangenehmen Geruch und der geschmacklosen Inneneinrichtung. „Nicht aufgeben jetzt!“, meldet sich mein Darm. Mühsam schleppe ich mich vorwärts und wandle die letzte Kraft meiner denkenden

Organe in Laufenergie um. Ich habe gelesen, dass das Universum bald dem unweigerlichen Wärmetod zugrunde gehe. Ich spüre meine Füße nicht mehr, über Wärmetode muss ich mir wahrscheinlich keine Sorgen mehr machen. Und ich habe gelesen, dass es arrogant sei, Sätze mit „ich habe gelesen...“ anzufangen. Außerdem habe ich gelesen, dass nur ein winziger Bruchteil von Leser*innen an spannenden Szenen unnötige Abschweifungen befürwortet. Ich kann nicht mehr denken. Nur noch ein paar Meter. Ich... Schaffe es nicht... Nur wegen dieser Erbsenmilch...

Grelles Neonlicht strahlt mir entgegen, der Himmel. Halt, da ist Herbert, der mich packt und wie einen seiner Säcke Fertignudeln aus dem Sortiment über die Türschwelle schleift. Meine Augenlider flattern und meine Ohren glauben, das zarte Knistern einer Snickers-Packung zu vernehmen. Wärme. Gehört mein Körper noch zusammen? Es fühlt sich an, als würden meine Teilchen langsam auseinanderschweben. Ich löse mich auf! „Du Idiot. Das wird schon wieder“, brummt Herbert. Mein Mund schmeckt die göttliche Süße abgelaufener Erdnüsse und vergorene Laborpampe. Naja, das Zeug klebt mich im Zweifelsfall schon wieder zusammen. Vielleicht bräuchten wir das alle mal.

Irgendwann, irgendwo

irgendwann, irgendwo,
wo der nebel sich lichtet,
wie früher in wollin,
und der horizont nicht mehr nur flüstert, sondern laut ruft,
werde ich stehen,
die hände geöffnet,
bereit, etwas zu halten, das nicht zerbricht.

irgendwann, irgendwo,
wird das gewicht auf meiner brust
nur noch erinnerung sein,
ein schatten, der hinter mir geht,
aber nicht mehr an mir haftet.

irgendwann, irgendwo,
werden meine hände nicht mehr zittern
wenn ich sie nach oben strecke,
dann wird das was ich verloren habe,
nicht mehr das einzige sein,
was ich zählen kann.

irgendwann, irgendwo,
werden meine schritte fester klingen,
nicht mehr zaghaft, nicht mehr ängstlich,
kein balancieren mehr,
kein zerbrechliches glas,
sondern echte erde unter meinen füßen.

irgendwann, irgendwo,
werde ich stehenbleiben und hoch schauen
und der himmel wird weit sein,
nach waffeln riechen und nach dir.
(und vielleicht werde ich es diesmal glauben)

Hoffnung

Ich wache auf. Mein Körper fühlt sich schwer und müde an. Um mich herum höre ich dumpf meine Mutter telefonieren. Ich nehme wahr, dass ich in meinem Bett liege. Es ist weich und eine schwere Decke liegt auf meinem Körper. Ich liege auf meinem Rücken. Ich höre, dass meine Mutter in den Raum hereinkommt. Will ich auf mich aufmerksam machen? Es ist so bequem und vielleicht schlafe ich ja nochmal ein. Kurz hält sie inne. Sie scheint zu überlegen. Ich will mich umdrehen, weg vom Tag, weg davon aufstehen zu müssen. Aber irgendwie geht das nicht. Ich versuche, mich auf die Seite zu rollen, aber nichts passiert. Vermutlich ist mein Körper noch nicht ganz hochgefahren. Ich versuche, meine Finger zu bewegen. Meinen Körper in Schwung zu bringen. Tut sich da was? Ich lausche und fühle, aber höre und spüre nichts. Meine Mutter spricht weiter und schließt die Tür hinter sich. Erneut versuche ich meine Hand zu bewegen. Diesmal die linke. Wieder nichts. Na gut. Dann eben zu den Füßen. Ich spüre, dass sie sich auf den Weg machen, sich zu bewegen. Es tut sich nichts. Ein ungutes Gefühl macht sich in meinem Bauch breit. Und irgendwas in meinem Kopf schlägt Alarm. Okay. Nur nicht die Nerven verlieren. Ich kann mich nicht bewegen. Kein Weltuntergang. Habe ich nicht letztens irgendwo gehört, dass so was vorkommen kann? Meinte da nicht eine, sie hätte sich morgens auch nicht bewegen können? Und das lag am Handy oder so? Ne. An den Nerven. Ich versuche, meine Augen zu öffnen. Vielleicht sehe ich ja, was mich daran hindert, mich zu bewegen. Aber da tut sich auch nichts. Was passiert hier gerade? Erneut versuche ich, meine Augen zu öffnen und gleichzeitig meine Hände zu bewegen. Nichts. Nicht mal einen Millimeter. Kein einzelner Finger rührt sich. Meine Mutter kommt erneut herein. Sie scheint das Gespräch beendet zu haben. Ich will meinen Mund öffnen, um ihr zu sagen, dass ich wach bin und meinen Körper nicht bewegen kann. Nichts passiert. Ich höre, wie meine Mutter sich neben mein Bett setzt und spüre, wie sich eine Hand nach mir ausstreckt. Dann höre ich etwas, was mein Herz zerbricht. Sie weint. Leise. Ihr Daumen kreist vorsichtig über mein Handgelenk. Ich will ihre Hand in meine nehmen und sie fragen, was los ist. Langsam schleicht sich ein Verdacht in meinen Kopf. Okay. Neustart. Vielleicht musste ich erstmal hochfahren. Jetzt bin ich im Kopf voll da. Voll wach. Ich atme tief durch, höre aber keinen Atemzug und versuche vorsichtig, mit aller Kraft, meine Augen zu öffnen. Meine Hand zu bewegen. Meinen Fuß. Mein Bein. Meinen Arm. Nichts. Ich versuche es erneut. Nochmal. Und nochmal. Wieder nichts. Was ist bloß los? Langsam werde ich panisch und das Weinen meiner Mutter neben mir ist nicht gerade beruhigend. Warum bin ich gelähmt? Hatte ich einen Schlaganfall? Oder Herzinfarkt? Bin ich tot? Ist es so, tot zu sein? Für alle anderen bist du weg, aber du selbst bekommst noch alles mit? Oh Gott. So habe ich es mir nicht ausgemalt, zu sterben. Sekunden vergehen. Werden zu Minuten. Ich versuche immer wieder mich zu bewegen. Auch wenn nichts passiert, kostet es meinen Körper eine unglaubliche Kraft. Mein Kopf arbeitet im Gegensatz zu meinem Körper auf Hochtouren. Was habe ich gestern anders gemacht als sonst? Nichts. Ich war in der Schule, ich war zuhause, ich habe drei Mahlzeiten gegessen. Ich bin normal aufgestanden. Dann habe ich Zähne geputzt. So wie immer. Ich habe Porridge gegessen. So wie immer. Ich hab mich angezogen und meine Schultasche gepackt. So wie immer. Ich bin mit der Bahn zur Schule gefahren. So wie immer. Vielleicht bin ich ja vor eine Tram gelaufen und hab den restlichen Tag gar nicht mehr erlebt. Obwohl. Die Mathestunde hat sich so lang hingezogen. Das kann nur real gewesen sein. In der Pause habe ich Mittag gegessen, wie immer. Ich habe mich mit Raquel und Ryan unterhalten. Wie immer. Nach einer lustigen Stunde Kunst bin ich dann mit den Beiden nach Hause gefahren. Wie immer. Und als ich dann abends nach den Hausaufgaben ins Bett gefallen bin: da hatte ich gehofft, dass Bio morgen ausfällt.

Von draußen höre ich eine Feuerwehr Sirene, die immer lauter wird. Reflexartig will ich meine Hände an meine Ohren halten. Sirenen sind viel zu laut. Aber noch bevor ich das versuchen könnte, geht die Sirene aus. Meine Mutter, neben mir schnieft auf und lässt mein Handgelenk los. Da trifft es mich wie der Blitz. Die sind für mich da.

Panisch versuche ich, mich zu bewegen. Wenn ich könnte, würde ich laut schreien und weinen. Aber nicht mal weinen geht. Meine Mutter ist zur Haustür gegangen und ich höre, wie sie zwei

Männer begrüßt. Sie kommen zu dritt in mein Zimmer. Mittlerweile hat sich meine Gedankenspirale beruhigt. Den Krankenwagen zu rufen, war genau richtig. Die werden mir etwas geben oder spritzen, damit ich wieder zu mir komme. Ich nehme wahr, wie sie Sachen abstellen. Einer der beiden beugt sich über mich, fühlt meinen Puls und drückt auf meinem Arm herum. Er hebt meinen Arm. Das scheint zu klappen. Ich spüre, wie sie mir eine Armbinde umlegen und mit dem Stethoskop auf meiner Brust nach meinem Atmen hören. Alle anderen Bewegungen um mich herum verschwimmen. Ich warte nur darauf, dass sie meiner Mutter sagen, dass sie mir Adrenalin oder so spritzen, um mich wieder auf Vordermann zu bringen. Aber dann höre ich etwas, womit ich nie gerechnet hätte.

„Tut mir leid, Frau Müller. Ihre Tochter ist tot.“